

Unterhaltungs-Blatt,

als

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 92.

Dienstag, den 19. November 1822.

Die Pfarrewahl.

Ein Bischof von Ermeland, von dem litthauischen Geschlechte der Grabovskys, hatte einst eine sehr gute Pfründe zu vergeben. Es wurden ihm, den Statuten gemäß, drei Kandidaten dargestellt, unter denen er einen zur besagten Pfründe wählen sollte. Der Bischof erklärte ihnen die Nothwendigkeit, sie, da geistliche Amtspflichten mit dieser Pfründe verbunden seyen, erst einige Zeit, um ihre Charaktere und Fähigkeiten kennen zu lernen, unter seinen Augen zu behalten. Die Kandidaten gestanden das zu und thaten einige Wochen lang ihr Möglichstes, die gute Meinung des Bischofs zu erwerben. Zu der anberaumten Zeit stellten sie sich wieder dem Bischof dar, und dieser sagte nun zu ihnen: „Sie haben ohne Zweifel Ihre theologischen Studien sorgfältig gepflogen, ich lasse sie also unberührt, und will, nach dem Beispiele unsers Heilandes, Ihnen nur ein Paar einfältige Fragen aus dem gemeinen Leben vorlegen: Was würden Sie, wandte er sich an den einen der Kandidaten, was würden Sie thun, wenn Ihnen ein schwer beladenes Lastthier anvertraut wäre, um es zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort zu führen, und solches, nahe am Ziele der Reise, unter der Last zu erliegen bedrohet würde?“ — „Ich würde, antwortete der Kandidat, so lange darauf los haben, bis es den Kleinsten

Weg vollends gemacht hätte.“ — „Nun, das wäre so ziemlich militärisch, bemerkte der Bischof. Und Sie, junger Mann!“ fragte er den zweiten. — „Ich würde ein zweites Maulthier oder einen Karren miethen, die Ladung dem Lastthier abnehmen, und zur rechten Zeit an Ort und Stelle bringen.“ — „Nun, und das arme Lastthier, wo blieb das?“ — „Ja, für dieses miethete ich einen Mann, der es nachführte.“ — „Gut, dazu bedarfs aber einen stets vollen Beutel. Und was thäten Sie in gleichem Falle?“ fragte er nun den dritten Bewerber. — „Ja, lieber Gott! ich nähm dem Esel so viel wie möglich von seinem Gepäc ab, und trüg' es selbst, damit wir glücklich ans Ziel kämen.“ — „Und Sie sollen die Pfründe haben! rief der Bischof fröhlich, denn Sie haben gefühlt, daß es unsere Pflicht ist, dem, welcher müde und beladen ist, die Last, selbst auf Kosten unserer eigenen Bequemlichkeit, zu mildern. Handeln Sie diesem gemäß!“ —

Der Weinbau auf Madeira.

Die Insel Madeira hat ein herrliches Klima und einen Boden, der die Früchte und Gewächse fast aller Erdtheile hervorbringen kann. Früchte des Nordens und der Wendekreise gelangen daselbst zur größten Vollkommenheit. Besonders gut gedeiht der Weinstock, der die Insel reich und berühmt gemacht hat. Die Weinrebe wurde aus Cypern eingeführt. Der eigentliche Madeirawein wird aus einer Mischung aller hier wachsenden Trauben gemacht. Nur Malvasier und Sercial preßt man einzeln, der erstere übertrifft alle süßen, und der letztere alle sogenannten

trockenen Weine. Es giebt hier eine außerordentliche Art Trauben, welche bloß zum Nachtrich dient und von der Größe einer Muschelpflaume ist; die Trauben sind so groß, daß eine derselben zuweilen 20 Pfund wiegt. Die Ranken der Weinstöcke laufen an Geländern aus spanischem Rohr hin, die etwa 3 Fuß über der Erde sind. Die Weinlese fängt in den ersten Tagen des Septembers an. Man muß dann die sonderbare Behutsamkeit brauchen, alle Hunde anzubinden, damit sie nicht zu den Trauben kommen, wonach sie außerordentlich lüstern sind. Motten, Eidechsen und Wespen sind auch große Feinde der reifen Trauben. Der beste Wein wächst auf dem südlichen Theil der Insel; der Most hat die dunkle Farbe des Portweins und gähret binnen 6 Wochen. Jährlich werden an 26 bis 30000 Pipen Wein gekeltert; ehe er aber trinkbar wird, muß er entweder einige Zeit in Madeira liegen, oder nach einem wärmern Klima verführt werden. Alle nach England bestimmten Madeira-Weine müssen erst eine Reise nach West- oder Ostindien, China oder Brasilien machen. Die Landeigenthümer in Madeira bewirtschaften ihre Güter nicht selbst, sondern bestellen einen andern dazu, der dafür die Hälfte des Ertrags bekommt.

Ursprung des niedrigen Kopfsputzes.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts trugen die Damen einen Kopfsputz, der wie Orgelpfeifen in die Höhe stand, und so weit über sie wegragte, daß der Kopf gerade in der Mitte zu stehen schien. Ein paar Engländerinnen, die im Jahre 1714 nach Versailles kamen, wollten

den König Ludwig XIV. speisen sehen; aber kaum waren sie in den Saal getreten, als alle, die mit an der Tafel saßen, und einen so widrigen Kopfsuß nie gesehen hatten, ein lautes Geräusch erhoben, so, daß der König fragte, was es gäbe. Man zeigte ihm die fremden Frauenzimmer, und nachdem er sie eine Weile betrachtet, sagte er zu den Damen seiner Tafel, daß, wenn die Frauenzimmer Klug wären, sie sich alle nicht anders, wie diese beiden Fremden puzen würden. Man mußte den Charakter der Franzosen, und ihren Geschmack an allem, was Mode heißt, nicht kennen, wenn man sich einbilden wollte, sie haben sich lange bedacht, was sie thun sollten. Sie ließen die ganze Nacht an der Erniedrigung ihres Kopfsußes arbeiten, welcher drei Stagen hoch und auf Drath gebaut war. Sie rissen anfänglich die beiden obern Stagen weg, und verkleinerten das untere um die Hälfte. So erschienen die Damen in der Messe des Königs, und hatten alle Mühe, sich des Lachens zu enthalten; aber der König bezeugte seinen Beifall, und der niedrige Kopfsuß wurde allgemein. Diese Mode war aber so vernünftig, daß man wetten kann, sie wäre ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs nicht aufgekomen.

Das Gedicht.

Dem bekannten Dichter Jakobi wurden einmal von der bairnburgischen Prinzessin Maria Josepha folgende Worte aufgegeben, um selbe in ein Gedicht zu bringen:
 Lichtwage, Tisch, Sarcot, Spiegel, Liebenswürdig,
 Mogul, Schlitten, Saturn, Carreau-Aß, Marken, Herz,
 Egerkähen.

Er überreichte Ihre Durchlaucht folgendes.

Das goldene Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte:
 Als noch ihr ungelünstelt Haar
 Die Nympfe nur mit jungen Rosen zierte,
 Und Quell und Bach ihr Spiegel war;
 Als auf dem Rasen sie der Lerche Lieder weckten,
 Und Marken schächtelchen die Tische nicht bedeckten;
 Als keine Schöne noch in späten Nächten saß,
 Und beim Tirock und Carreau = Uß
 Der Mutter Unterricht vergaß;
 Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
 Und Pfand- und Schlitten recht ihm keinen Ruß erlaubte;
 Als man im stillen sichern Thal
 Vergnügt den kleinen Ucker nützte,
 Und kein Bedientenschwarm im weiten Marmorsaal
 Auf Leuchtern von Kryfall drei hundert Lichter pußte:
 Da konnten die Zufriedenheit
 Selbst Moguls Schätze nicht versuchen;
 Es saß die alte Medlichkeit
 Bei schlechter Kost, bei Brod und Cyerkuchen,
 Und reiner Luft war jedes Herz geweiht;
 Da prangte man nicht mit zerrissnen Fahnen,
 Wer Liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen;
 Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt;
 Allein, dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.



Eine Geisterstimme.

Nach Schillers „Thella.“

Was aus mir geworden, als die Seele
Ihre ird'sche bange Hüll' verließ?
Als des Todesengel rauhe Kehle
Diese Erde mich verlassen hieß? —

Glaube mir! — was dir dein Inn'res sagte —
Nicht war's Wahn, nicht Trug — ein heilig Wort!
Wenn die Unschuld bebend still hier klagte,
Fand sie ihren off'nen Rächer dort.

Wenn dein Herz in stärkern Schlägen pochte,
Traf die Menschheit leidend je dein Blick;
Brausender der Adern Blut dir pochte,
Schwelge' der Schurk im unverdienten Glück:

Wenn der Zähre du nicht konntest wehren,
Sahst du die Jugend unterdrückt;
Wenn dein Aug' sich hob nach jenen Sphären,
Mit der Allmacht Sprache ausgeschmückt:

Wenn von dorten Kraft du dir erflehtest
Zu dem Sieg, um den das Laster rang,
Und entglüht — zu leben du verschmähtest, —
Auf zur Herothat dein Geist sich schwang;

Ward der Lohn bemessen dir dort oben —
Jedes Blutes Tropfen schnell'res Wall'n,
Deines Busens Schläge wohl erwogen —
Jede Thräne, die dem Aug' entfall'n,

Wenn des Mädchens Mund dir zugeflüstert:
 „Bleibe treu! — Wall' auch hinüber ich,
 „Findet jenseits, was da eng' verschwifert, —
 „Was hier liebte, findet dorten sich!“

War von Ahnung sterbend sie ergriffen,
 Frommer Glaub' ward zur Gewißheit ihr;
 Vorgegang'ner Schatten Stimmen riefen —
 Vater, Mutter: „Deiner harren wir!“

Was des Todes mächt'ge Hand entwunden,
 Was dir theuer, find'st du wieder dort;
 Dort auch hab' Helminen ich gefunden —
 Hoffnung, Glaube — war kein täuschend Wort!

C. F. Haan.

Sonderbare Entdeckung bei der Zergliederung eines menschlichen Körpers.

Aus der Geschichte des magyrischen Volkes ist Stephan Bathory, der Fürst von Siebenbürgen, hinlänglich bekannt. Ihn erhob des Glückes Genius, seiner Kriegstapferkeit wegen, von einer Ehrenstufe auf die andere, bis er sogar König von Polen geworden ist. —

In dem Heere der tapfern Kriegsschaaren dieses Königs befand sich auch ein gewisser Baron, aus dem berühmtesten ungarischen Geschlechte der Horwath. Dieser unerschrockene Kriegsmann starb im Jahre 1611. Die Ärzte zergliederten seinen Leichnam; sie öffneten das Herz, und bei der Theilung desselben, mit dem anatomischen Instru-

mente, stießen sie auf ein Knorpelartiges Gewächs, dessen Erscheinung in diesem Eingeweide des menschlichen Körpers ihre Neu- und Wissbegierde auf den höchsten Grad gespannt hat. Die auffallende und unbegreifliche Verknoorpelung hatte fast die Gestalt und die Größe eines Mandelkernes. Sie zogen sie näher ans Licht und untersuchten ihre Natur, ohne nur die geringste Ahnung davon zu haben, was unter ihrer Hülle verborgen seyn könnte. Behutsam lösten sie von derselben die erste Knorpelhaut ab, und zu ihrem Erstaunen (wie dieß mehrere Skribenten erzählen) stellte sich ihnen auf einmahl das Bildniß des verstorbenen Kriegers dar, das auf das genaueste und ähnlichste in der weichen Fleischmasse des Gewächses abgedruckt war. Die Ärzte standen betroffen da, und sie konnten sich die gemachte Entdeckung, auf dem Wege der Anatomie, nicht erklären. — Der Sohn des verbliebenen und hier sezirten Mannes nahm diese sonderbare Marität des menschlichen Organismus sogleich zu sich, und verwahrte sie auf das sorgfältigste, als ein großes Kleinod. Mehrere Menschen hatten das wunderbare Bild in seinen Händen gesehen. Von ihm erbte es sein Sohn; allein bei diesem ging es verloren. Er war auch, wie sein Vater und Großvater, ein Krieger und als er einst von den Türken überfallen wurde und er in großer Eile die Flucht ergreifen mußte, vergaß er die in dem Herzen seines Großvaters verschlossen gewesene Naturseltenheit mitzunehmen. Sie blieb unter dem Gepäcke, das er in Stich lassen mußte, zurück, und so ging sie als Beute, die die Türken gemacht hatten, zu Grunde.

J. Melzer.

Auflösung der Charade in No. 89.

W a l l f e b r t.